

Ein Topf voll Gold

Plötzlich geriet sie ins Rutschen.

Das Profil ihres Stiefels hatte in den letzten beiden Stunden so viel Erde aufgenommen, dass die tiefen Gummirillen keinen Halt mehr boten - schon gar nicht, wenn sie auf glatten Stein gesetzt wurden, regenfeucht und rund geschliffen.

Linn stieß einen überraschten Schrei aus, als sie den Anstieg hinabglitt, ruderte mit den Händen und stürzte nach vorne. Ihr Knie prallte auf den Stein, doch ehe sie der Länge nach hinschlagen und sich schlimmer verletzen konnte, wurde sie herumgewirbelt.

Der Arm ihrer Mutter lag um ihre Hüfte. Linn wirbelte herum, vollführte einen Halbkreis, dicht an den vertrauten Körper gedrückt. Ihre Beine pendelten wie zwei Probier-Spaghetti an der Gabel über dem heißen Topf. Erst jetzt merkte sie, dass sie die Luft angehalten hatte. Ihr Gesicht war dem der Mutter ganz nah, sie spürte ihre Wärme. Vier weit aufgerissene Augen. Dann atmete Linn aus und konnte nicht anders, als dabei aufzulachen. Ihr Knie pochte, aber das machte ihr nichts. Ein paar Dellen gehören zu jedem guten Geländewagen, hatte sie mal gehört. Ihre Mutter lachte nicht, zunächst zumindest. Erst nach einigen Augenblicken fiel die Spannung von ihr ab; sie setzte ihr Mädchen zu Boden, alle 23.6 Kilogramm, und lächelte widerwillig.

Da war noch Reststrenge in ihrer Miene, eine Predigt über Umsicht und die Gefahren des Aufstiegs, allein: das Publikum war nicht interessiert. Linn wandte sich um und kraxelte schon wieder den kleinen Abhang hinauf, diesmal am steileren, aber weniger felsigen Rand. Wurzeln ragten aus dem Waldboden, sie hielt sich an ihnen fest, drückte die Füße gegen die Wand, schob sich so nach oben.

„Schau Mama, hier geht's leicht“, sagte sie und sah zurück. Die dunklen Haare rahmten ihr gerötetes, triumphierendes Gesicht, sodass es aussah, als stünde sie direkt vor einer einzelnen drohenden Gewitterwolke. Die graue Fleecejacke starrte vor Dreck, ebenso wie die grüne Hose, in der die dünnen Beine der Achtjährigen steckten.

„Kommst du?“

Damit verschwand das Kind aus dem Sichtfeld. Kurz blickte Melisa ihr nach, so plötzlich war sie wieder losgeflitzt, dann schnaufte sie kurz und hörbar durch. Eine einzelne Kopfbewegung, ein angedeutetes Kopfschütteln, lächelnd.

„Ja, ich komme“, sagte sie dann, ganz zu sich selbst.

Sie stapften weiter durch den Wald, Linn erst voranstürmend, nur um dann ungeduldig warten zu müssen, während ihre Mutter in gleichmäßigem Tempo Baum für Baum hinter sich ließ. Melisa hatte die Karte, hatte den Plan im Kopf, die Ausflüge der zierlichen Vorhut beschränkten sich zwangsläufig mehr oder weniger auf den Sichtradius des gemächlicheren Teils des Trosses.

„Kann ich noch mal sehen?“

„Natürlich! Ich denke, wir müssten ungefähr hier sein. Das da vorne ist dann der Führinger Hochweg, der zur Zweischneidhütte führt, das siehst du an den gelben Rauten an den Bäumen. Und hier, schau, da ist der gelbe Weg auf der Karte.“

Linn runzelte konzentriert die Stirn, während ihr Blick von der Umgebung zu dem Papierbogen in der Hand ihrer Mutter wanderte. Ihr kam das alles abstrakt und rätselhaft vor, auch wenn sie sich das mit dem Kartenlesen schon hatte zeigen lassen. Trotzdem fiel es ihr schwer, die Verbindungen zu ziehen.

„Und da mündet dieses Waldstück in die Schlucht. Da treffen sich zwei Linien. Siehst du? Das ist das X. X markiert den Punkt.“

Linn starrte angestrengt auf die Karte. Linien, dicke und dünne, durchgezogene, gestrichelte, schwarze und bunte. Zwei kräftige dunkle Striche liefen zusammen. Ein X? Vielleicht. Hoffentlich.

„Okay, weiter!“ verkündete sie und flitzte los.

Melisa sah ihr nach. Die klobigen Wanderschuhe wirkten unproportional an den schmalen Beinen ihrer Tochter, sie warf sie wild von sich beim Rennen, als wollte sie mit jedem Schritt testen, ob die Schnürsenken auch feste saßen. Die Mutter setzte sich in Bewegung, in der einen Hand die halb zusammengefaltete Karte. Die andere steckte in der Tasche ihrer Weste und umschloss mit von der frischen Waldluft kalten Fingern ein feines Objekt, fuhr seine Konturen nach. Dann brauchte Melisa ihre Hand wieder. Es ging in eine kleine Senke hinein, auf dem dicht mit Laub bedeckten Boden musste sie vorsichtig sein, nicht selbst das Gleichgewicht zu verlieren.

Es mochte seltsam erscheinen angesichts des Altersunterschiedes, der verschiedenen Perspektiven auf die beiden, doch Linn erinnerte Melisa mehr und mehr an Nadia, ihre Großmutter. Melisa war ein Teenager gewesen, als Nadia starb, da war Babuschka (die dem Kind wohl viel älter vorkam, als sie mit ihren 61 Jahren gewesen war) schon lange nicht mehr nach Toben zumute. Der Krebs, dem sie so lange die Stirn geboten hatte, macht sie müde und schwach— aber in den besten Momenten, vor allem früh in Melisas Kindheit, hatte sie etwas Unerschrockenes an sich gehabt, eine stille Selbstsicherheit, die sich nicht darin zeigte, dass sie Raum beanspruchte, ihren Willen durchsetzte. Vielmehr darin, dass dieser Wille allen anderen stets unbewusste Leitschnur war, dass nichts getan, gesagt, entschieden wurde, das ihr gegen den Strich gehen könnte. Nadia hatte das gleiche wüste dunkle Haar gehabt, die gleiche schmale Nase wie Linn.

Nadia hätte, da war Melisa sicher, ein aufgeschürftes Knie nie als Grund akzeptiert, mehr als ein paar Sekunden ihren Schritt zu verlangsamen.

„Ist das die Schlucht?“ rief Linn. Sie war auf den dicken Stamm einer gefällten Buche geklettert und stemmte eine Faust in die Hüfte, während die andere ihre Augen abschirmte. Nicht, dass die Sonne tief stand oder auch nur in Blickrichtung – so ging das einfach, wenn man etwas in der Ferne entdecken wollte. Melisa schloss zu ihrer Tochter auf und spähte dorthin, wo deren Entdeckerblick ruhte: Zwei hohe, dunkle Felsen rahmten den Weg, der Durchlass vielleicht zehn Meter breit; das Gelände fiel ab und verjüngte sich, bis, laut Karte und erster Anschauung, eine Gasse entstand, durch die man bis zum Aussichtspunkt oberhalb des Wilhelmturmes absteigen konnte. „Ja, sieht so aus“, bestätigte sie. „Da, wo sie am engsten wird, müssen wir suchen!“ Pro forma hob sie die Karten, um den Gedankengang darauf nachzuvollziehen, doch Linn war längst unterwegs, wie immer mehr an den greifbaren als an abstrakten Dingen interessiert. Melisa stapfte weiter. Mit der Linken prüfte sie noch einmal ihre Tasche – der Inhalt war noch da.

Sie war neun gewesen, etwas älter also als Linn jetzt, als ihre Mutter Irina mit ihr im Garten gearbeitet und sie kurz ins Haus geschickt hatte, um zwei Flaschen Wasser zu holen. Als sie wiederkam, tranken beide in tiefen Zügen, ehe Melisa sich wieder ans Werk machte und die mittelgroßen Steine aus dem Erdreich fischte, die den Acker daran hinderten, ein Beet zu sein. Plötzlich berührten ihre Finger etwas Scharfkantiges, Kaltes. Kein Stein. Eine Scherbe vielleicht, ein abgebrochenes Werkzeug? Sie schob die Erde beiseite und umfasste das Ding. Und dann sah sie sie, mit neugiergroßen Augen: eine metallene Brosche, oval und schön, mit Perlmuttereinlassungen, die den Rand säumten, mit einem feinen

floralen Muster, das, als sie mit einem speichelfeuchten Daumen darüberfuhr, mehr und mehr zu Tage trat.

„Mama!“, rief sie, „Schau mal!“

Irina kam zu ihr herüber und wischte sich die Hände an der Hose ab. „Was ist das?“, fragte sie. „Ein Schatz! Ich habe einen Schatz gefunden!“ Ihre Mutter lächelte. „Ja, das hast du wirklich. Das bringt Glück, weißt du? Wenn man so etwas findet? Das musst du gut aufbewahren!“

Erst viele Jahre danach hatte Melisa die Brosche auf einem alten Foto der Großmutter entdeckt. Sie trug das Schmuckstück zu einem strengen, schlichten Kleid, sie war auf dem Bild vielleicht dreißig Jahre alt.

Und noch später fand sie sie auf dem Hochzeitsfoto ihrer Mutter, halb unter dem Aufschlag am Kragen des Kleides verborgen.

Die Wände der Schlucht ragten zu beiden Seiten hoch über ihnen auf, als Linn von einer natürlichen steinernen Stufe auf das lose Geröll hinunterstieg und sich umsah. „Da vorne ist der Ausgang, oder? Dann müsste ja hier die schmalste Stelle sein. Kann ich nochmal auf die Karte schauen?“ Melisa faltete den Plan auf, hockte sich hin und breitete das Papier auf ihren Knien aus. Die dunklen Striche trafen sich, dann endete der Korridor. „Hier muss es sein“, sagte das Mädchen und legte einen Zeigefinger an ihr Kinn, wie sie es immer tat, wenn sie verdeutlichen wollte, dass sie etwas ganz genau erwogen hatte. „Hier müssen wir suchen!“ „Einverstanden!“, gab Melisa zurück. Sie steckte die Karte, wieder eingeklappt, in die Gesäßtasche ihrer Wanderhose, während Linn schon die Wände abtastete, nach Vertiefungen und Löchern suchte. Ihre Mutter beugte sich zum Boden hinunter, im Rücken des Kindes. Mit der Linken prüfte sie den

Spalt zwischen zwei steinernen Platten, dann richtete sie sich auf und machte sich daran, das Buschwerk, das den Rand des Ganges säumte, zu erforschen.

Es dauerte ungefähr zehn Minuten. Wer Linn nicht kannte, hätte angefangen, sich Sorgen zu machen, dass die Achtjährige das Interesse verlor. Wer sie kannte, wusste es besser. Melisa war den Weg noch einmal ein wenig zurückgelaufen, hatte hinter größere Felsen gespäht, die Wände hinaufgesehen, und die Verjüngung der Schlucht so ganz ihrer Tochter überlassen. Sie hörte sie erst überrascht keuchen, dann sprach Linn kurz und unverständlich mit sich selbst. Und dann: „Mama! Maaama!“

Melisa lief wieder die Schlucht hinab, schnell war Linn in Sicht. Sie hockte am Boden, die Brosche mit beiden Händen greifend, vorsichtig, andächtig. „Schau! Ich hab den Schatz!“

Mutter und Tochter saßen nun nebeneinander, das Kleinod ging von Hand zu Hand. Linn drehte sie hin und her, wischte mit dem Ärmel den Schmutz von der Brosche – viel war es nicht, dafür, dass das Schmuckstück hier jahrelang gelegen haben sollte. Linn wunderte sich darüber nicht, viel zu gefesselt war sie von der Form, dem Glanz, dem Geheimnis des Fundes. Melisa sah sie an und lächelte. „Das bringt Glück, weißt du? Wenn man so etwas findet? Das musst du gut aufbewahren!“, sagte sie. Linn nickte nur, ohne den Blick zu heben. „Wir müssen auch mal weiter, es wird kalt, oder?“, sagte ihre Mutter dann. „Magst du den Schatz tragen? Oder soll ich?“ Linn erwog ihre Optionen. Dann gab sie die Brosche weiter. „Meine Taschen sind zu klein. Aber zuhause kriege ich sie wieder, ja? Ich mach sie in meine Kiste!“ Melisa nickte.

Es wurde tatsächlich kühl, es tat gut, wieder in Bewegung zu sein. Kurz nach der Fundstelle öffnete sich der Felsspalt abrupt, sie traten aus ihm heraus auf einen laubbedeckten Hang, von dem aus sie den Spazierweg unter sich wieder sehen

konnten. Konzentriert und sich mit den Händen abstützend legten sie die letzten Meter dorthin zurück. Vom Fuß des Berges aus, der nun nicht mehr weit war, würden sie den Bus zurück zum Auto nehmen, in einer guten Stunde wären sie daheim.

„Mama?“

Linn hatte die Hände hinter dem Rücken gefaltet, wie es alte Männer tun, die gemächlich an Schaufenstern vorbeibummeln.

„Ja?“

„Weißt du, was komisch ist? Diese Schlucht, das war ja eigentlich gar kein X, oder? Eher ein Y vielleicht. Ich würde sagen, es war ein V. Ja. Ein V. Aber der Schatz sollte ja bei einem X liegen?“

Melisa lächelte kurz, dann machte sie ein ernstes Gesicht, als sie sich im Gehen ihrer Tochter zuwandte. „Ja, komisch. Umso besser, dass wir trotzdem an der richtigen Stellen waren, oder?“

Sie schwiegen, das Knirschen der Erde unter ihren Sohlen war alles, das zu hören war.

„Aber ich finde, das ist auch nicht so wichtig, oder? Es geht ja nicht ums Verstecken. Sondern ums Finden.“

Linn nickte langsam. Den schmalen Mund leicht gekräuselt, eine Augenbraue etwas hochgezogen. Bedächtig, aber bestimmt schritt sie voran.

*(Schreibimpuls: Mach uns beim Lesen
ein X für ein U vor.*

Alle Nutzungsrechte verbleiben beim Urheber.

Kontakt: niklas.ehrentreich@gmail.com)